

Kontrollen. Kontrollen wurden zu einem ständigen Instrument der neuen Machthaber. Dies geschah, um die Versorgung der Bevölkerung mit landwirtschaftlichen Produkten zu sichern, aber auch, um den Anspruch des Staates zu demonstrieren und zu festigen.

Längst waren die Zeiten vorbei, als Emma und Ernst ihre Butter, durch schöne Butterformen verziert, zum Verkauf nach Wismar auf den Markt brachten. Es war den Bauern jetzt untersagt, Butter zu machen, sie bekamen die Butter zugeteilt.

Kontrolleure fuhrten übers Land, um vorhandene Zentrifugen, die ja für die Butterbereitung notwendig waren, zu beschlag- nehmen.

Eines Tages kamen sie auf den Hof nach Neu Saunstorf. Sie standen Otto und Gertrud gegenüber, Edith mit ihren fünf Jahren war dabei.

„Nein, eine Zentrifuge haben wir nicht“, behaupteten die Eltern. Das konnte Edith gar nicht verstehen, sie hatte sie doch auf dem Dachboden liegen sehen. „Ich weiß, wo sie ist!“

Diese Äußerung rief bei Otto und Gertrud Bestürzung hervor, führte hingegen zu einem Aufleuchten in den Gesichtern der Kontrolleure. „Na, dann zeig sie uns mal!“, lautete die Aufforderung.

Klein-Edith ging los, vier große Menschen hinter ihr her, die Treppe zum Boden hinauf. Aber wo das Kind die Zentrifuge gesehen hatte, lag sie nicht mehr. Edith konnte sich das gar nicht erklären. Das Mienenspiel der Erwachsenen wechselte, es zeigte sich nun Aufhellung bei den Eltern und Enttäuschung bei den Kontrolleuren.

Als man später versuchte, dies Edith zu erklären, ahnte sie in ihrem zarten Alter, dass man nicht immer alles sagen darf.

Besonders das Schwarzschlachten wollte der Staat verhindern und deshalb wurden überall in den Gemeinden Viehzählungen durchgeführt. Natürlich mussten die Bauern bei einer Zählung das für eine Schwarzschlachtung vorgesehene Vieh verstecken. Dies geschah nicht ohne die Sorge, dass es sich durch Grunzen oder Quieken verraten könnte. Schwarz geschlachtet wurde von fast allen. Es war günstig, dass sie in Neu Saunstorf sehr abgelegen wohnten. Dennoch mussten Gertrud und Otto auf der Hut sein, damit sie nicht angezeigt wurden. Edith war immer besonders mulmig zumute, nicht nur, weil jemand verhaftet werden konnte, sondern auch wegen der Trichinen. Sie hatte mitbekommen, dass bei einer genehmigten Schlachtung stets jemand mit einem Mikroskop auf den Hof kam, um nach Trichinen zu fahnden. Das entfiel natürlich beim Schwarzschlachten, und so malte sie sich in ihrer kindlichen Fantasie aus, was es wohl bedeuten würde, wenn im Fleisch Trichinen wären. Diese Befürchtung schienen die Erwachsenen gar nicht zu haben, sie verzehrten die Koteletts und Buletten mit sichtlichem Genuss.

Das Schwarzschlachten ging nicht immer gut aus. Es geschah, dass sie Otto zur Strafe mitnahmen, er kam aber glimpflich davon.

Die einmal im Jahr amtlich genehmigte Schlachtung wurde in Neu Saunstorf wie ein Fest begangen. Zu den bevorzugten Leckerbissen zählten die Blutwurst, mit Zucker und Rosinen gesüßt, und die Grützwurst als warmes Pfannengericht.

Eines Tages wunderte sich Otto, dass eine von den Kühen so wenig Milch gab.

„Die müssen wir wohl schlachten“, dachte er. Dann klärte sich die Ursache auf. Helga hatte beobachtet, dass die Ferkel an der Kuh saugten. Dem wurde Einhalt geboten, Otto sperrte die Ferkel nun sicher ab.

Mit den Kühen hatten sie eine glückliche Hand. Als der gesamte Bestand untersucht wurde, stellte sich heraus, dass keines der Tiere

Tuberkulose hatte. Daraufhin durfte an der Stalltür ein Schild angebracht werden: „Staatlich anerkannter tuberkulosefreier Rinderbestand“. Die Kühe wurden als Herdbuchkühe eingestuft. Mit ihrer Milch konnte ein höherer Geldbetrag erzielt werden, sie brachten auch mehr ein, wenn sie verkauft wurden.

Ein neuer Begriff entstand, das „Westpaket“.

Wie von Zauberhand gab es unmittelbar nach der Währungsreform im Westen alles zu kaufen. Die Schaufenster waren gefüllt, der Schwarzmarkt hatte seine Bedeutung verloren. Ja, und bald wurde manches Paket nach Ostdeutschland geschickt.

Palmin konnte darin sein, dieses Kokosfett, das sich vor allem zum Herstellen eines Igelkuchens eignete. Dann gab es feine Seife, am häufigsten Nivea, ferner Kakao und Schokolade. Der Name Sarotti tauchte auf. Wenn Eduschokaffee dabei war, erinnerte sich Emma an die Zeiten vor dem Krieg, als sie noch im Kreis ihrer Freundinnen mit der Firma Eduscho in Verbindung stand. In der DDR gab es diese Marken nicht mehr. Der jungen Generation wurde erklärt, dass künftig nur in volkseigenen Betrieben produziert würde und nicht mehr in privaten Firmen. Neue Warennamen kamen auf. Überall entstanden außerdem mit der HO staatliche und mit dem KONSUM genossenschaftliche Verkaufseinrichtungen.

Kaffee in einem Westpaket löste in Neu Saunstorf immer große Freude aus. Gertrud und Emma waren leidenschaftliche Kaffeetrinkerinnen. Außerdem hatte der Westkaffee den Ruf, besser zu schmecken, und der Geldbeutel wurde geschont, weil der Bohnenkaffee im Osten teuer war. Bohnenkaffee und Kakao waren etwas Besonderes, und als eines Tages Ursula und Carola, Töchter von Paul und Frieda, zu Besuch kamen, fragte Gertrud sie, ob sie ihnen Kakao oder Bohnenkaffee machen sollte. Edith hörte dies und dachte: „Hoffentlich entscheiden sie sich für Kakao.“ Dann würde sie auch etwas abbekommen, vom Kaffealter war sie noch

weit entfernt. Später kamen in den Paketen die Strumpfhosen dazu, die im Osten ebenfalls zu viel kosteten, und dann die abgelegten Kleider.

Das Ablieferungssoll wurde immer mehr Gesprächsthema. Den Großbauern wurde es bei Tierprodukten drastisch erhöht, auf bis zu 290 Prozent des bisherigen Solls.

„Otto, das können wir nicht!“, klagten befreundete Bauern. Außerdem gab es bei den Anbauplänen ungewohnte Forderungen. Sie hörten von Bauern, die Tabak anbauen mussten.

„Stellt Euch vor, sie kamen zur Kontrolle. 100 Pflanzen mussten wir anbauen, sie haben nachgezählt, es fehlten einige, das wurde uns gleich als Sabotage ausgelegt.“

Immer häufiger war zu hören, dass es zu Inhaftierungen von Großbauern gekommen war, weil sie ihr Soll nicht geschafft hatten. Ein Soll, das nicht zu schaffen war.

Sie wurden kriminalisiert, einige wurden vom Feld weg verhaftet und es kam vor, dass jemand überhaupt nicht wiederkehrte. Eines Tages, als Otto Gertrud davon berichtete, stand Edith daneben. Ihr wurde angst und bange. „Werden sie meinen Vater auch holen?“

„Abschreckung und Erziehung!“, war die Devise des Staates. Angst machte sich breit und das entwürdigende Gefühl der Ausweglosigkeit. Was konnte man tun? Viele Großbauern packten ihre Sachen, meistens war das nicht mehr, als in eine Tasche, in einen Rucksack passte, und flohen bei Nacht und Nebel in den Westen. Otto hörte davon, dass auch die drei Bauernhöfe in Zweedorf verlassen waren.

Der Propaganda gab dies Wasser auf die Mühlen. Sie verkündete, Bauern hätten ihre Höfe im Stich gelassen, dabei gab es für einen Bauern aus Fleisch und Blut kaum einen schmerzlicheren Vorgang, als alles stehen und liegen zu lassen, noch einmal in den Viehstall zu schauen, dort seine Pferde, Rinder und Schweine zu sehen, den Blick über die Felder schweifen zu lassen und zu wissen, ab

morgen gehört Dir das alles nicht mehr. Aber es erschien besser, in den Westen zu gehen, als nach Sibirien zu kommen.

„Jetzt haben sie schon einmal das Land von denen, die in den Westen gegangen sind und das Vieh auch gleich. Da sind sie ja nun billig zu gekommen, wer weiß, wie es weitergeht?“, so sprach man hinter vorgehaltener Hand.

Die verlassenen Höfe wurden notverwaltet.

Inzwischen hatten zunehmend einige Neubauern ihre Siedlungen aufgegeben, der wirtschaftliche Erfolg war oft einfach zu gering, dem einen oder anderen fehlte zudem die Erfahrung. Das verlassene Land und jenes der Neubauern, die aufgegeben hatten, stand jetzt dem Staat zur Verfügung, es kam zur Bildung Örtlicher Landwirtschaftsbetriebe.

Otto verfolgte das Geschehen aufmerksam. Es wurde jetzt viel von Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) gesprochen.

„Sie streben die Kolchose an“, dachte er besorgt.

Wieder war die Rampe der Molkerei ein Ort, wo die Meinungen ausgetauscht wurden.

Einer der Bauern, der einen florierenden Hof hatte, sagte im Vollbesitz seiner Kräfte: „Wir gehen niemals in die LPG. Da können sie lange warten, wir nicht!“

Otto, älter, erfahrener, politisch schon immer interessiert, meinte dazu nur: „Dann sperren sie einen von Euch ein, und dann geht Ihr alle.“ Noch ahnte niemand, dass dieser Satz eine Prophezeiung war.

1950 war Edith in die Schule gekommen. Ausgerüstet mit Schiefertafel, Griffelkasten und Schwamm ging es los, die Schultüte fiel eher bescheiden aus, die Spitze war mit Zeitung ausgestopft worden, damit war sie schon etwas „gefüllt“. Nun hatte sie, wie Helga, den Weg durch das ganze Dorf Bobitz zu Fuß zurückzu-

legen. Die Einklassenschule gab es nicht mehr, jedoch wurden bis zum vierten Schuljahr immer zwei Klassen in einem Raum unterrichtet. Klassenräume waren knapp, in ganz unterschiedlichen Gebäuden wurden sie angemietet. Da jedoch die Räume nicht ausreichten, fand der Unterricht auch am Nachmittag statt. Manchmal war es schon dunkel, wenn Edith den Heimweg antrat. Die Zahl der Lehrer war gestiegen und sie unterrichteten bereits fachbezogen.

Otto und Gertrud waren mit einem Lehrer befreundet. Er sagte ihnen: „Arbeiter- und Bauernkinder sollen gefördert werden, in Zukunft sollen sie verstärkt studieren.“

Dagegen hatte Otto nichts einzuwenden. Allerdings war er nicht der Meinung, dass man aus jedem alles machen könne.

„Wenn ein Mensch nicht die Begabung hat, dann kann man das nicht erzwingen, und dabei ist es völlig gleich, wo er herkommt.“ Seine Lebenserfahrung hatte ihn längst gelehrt, dass die Anlagen der Menschen verschieden sind.

„Es ist sehr gut, wenn die Kinder jetzt mehr lernen sollen und natürlich auch, dass alle Begabungen gefördert werden, so wie der Pastor damals meinen Bruder gefördert hat.“

„Otto, da hat er Glück gehabt. Es war die Ausnahme und Zufall, dass der Pastor es von sich aus machte.“

Der Lehrer fuhr fort: „Bisher war es nur bestimmten Schichten möglich zu studieren, den anderen wurde Bildung regelrecht vorenthalten, ja in den ärmeren Familien kam man gar nicht auf die Idee, höhere Bildungswege einzuschlagen. Wer hätte es denn bezahlen können? Das wird jetzt anders werden. Wir brechen nun das Bildungsmonopol der ehemals herrschenden Klassen.“

Kurz vor Weihnachten 1952 kamen Freunde aus Käselow nach Neu Saunstorf.

„Kommt herein!“ Otto sah sofort, dass es einen besonderen Anlass gab. Sie setzten sich.

„Otto, wir können nicht mehr“, sagte die Bäuerin. Der Hof war als Großbauernstelle eingestuft worden.

„Wollt Ihr in den Westen?“

„Ja. Wir konnten das Soll nicht erfüllen. Sie hatten uns mit Bohnen veranlagt. Bohnen sollten wir anbauen, das passt überhaupt nicht zu unserem Boden. Arbeitskräfte gibt es auch nicht mehr. Wenn keiner aus der Familie mitarbeiten kann, die Kinder noch klein sind, dann ist das Soll nicht zu schaffen. Einen Trecker haben sie uns nicht bewilligt. Zum Erntefest wurden wir gar nicht erst eingeladen. Dünger, Saatgut, das schieben die sich alles zu. Der Rat des Kreises hat uns dann vorgeladen. Mein Mann wollte nicht, deshalb habe ich den Kutschwagen angespannt und bin hingefahren. Wir sehen keine Perspektive mehr, sie werden uns in den Feldbau stecken. Könnt Ihr einige Dinge für uns aufbewahren?“ Dazu waren Gertrud und Otto bereit. Lange saßen sie zusammen. Auch Wehmut lag über diesen Stunden. Das hatten sie sich nicht träumen lassen.

„Wer weiß, wie es hier weitergeht!“ Bedrückt nahmen sie von den Freunden Abschied.

Nach wie vor kamen die Schweriner, Hans, Arny und Tochter Inge zu Besuch. Hans war längst entlassen worden und wieder in Schwerin.

Noch immer fehlten in den Städten Lebensmittel, oft stellte sich Hunger ein. Da konnte der reich gedeckte Tisch in Neu Saunstorf neue Kräfte verleihen.

Meistens kam die Milchsuppe auf den Tisch, als Grieß- oder auch Klütersuppe, weitere Alltagsgerichte waren Bratkartoffeln mit Spiegelei, dann Himmel und Erde, ein Gericht aus Äpfeln und Kartoffeln, süßsauer als Eintopf zusammengekocht, oder Birnen mit Klößen. Besonders in der Sommerzeit war die „Dicke Milch“ beliebt. Man ließ die Milch in kleinen Schalen stehen, bis sie sauer wurde und streute dann Schwarzbrotkrümel und Zucker darauf.

An den Festtagen gab es Hühnerbrühe mit Eierstich und Grießklößchen, Gänse-, Hühner- oder Kaninchenbraten mit Omas gelungener Sahnesoße, Spiegeleier mit Speck und Gulasch bereits zum Frühstück, harte Wurst, Schinken, Schnittkäse, selbst gemachte Leberwurst, gebratene Tauben, Wiesenchampignons, Platenkuchen, Torten und Napfkuchen, Gertruds Spezialität. Zum Nachtsch wurde Eis bereitet oder die „Mecklenburger Götterspeise“. Dafür wurden geriebenes Schwarzbrot, Kakao und Zucker vermischt und mit Schlagsahne und Sauerkirschen in hohen Gläsern übereinandergeschichtet.

Auch der Honig von Ottos Bienenzucht war sehr beliebt. Gern trank Inge die frisch gemolkene Milch, die eine Schaumkrone hatte und wie Sahne schmeckte. Hm!

Wenn es abends in der kalten Jahreszeit trotz der dicken Federbetten nicht warm werden wollte, brachte die Oma eine Wärmflasche ans Bett. Die Enkelkinder fühlten stets ihre Liebe und Güte und sie dachten sich nichts dabei, wenn sie sogar zu ungewöhnlichen Zeiten „Oma, Kartoffelpuffer!“ riefen. Selbstverständlich fing diese einmalige Oma gleich an, Kartoffeln zu reiben und den Kindern den Wunsch zu erfüllen. Für Inge hatte sie oft einen zusätzlichen Leckerbissen zurückgelegt.

Oma trug lange dunkle Röcke, klaglos bewältigte sie ihr Tagwerk. Als Inge sie einmal darauf ansprach, dass Gertrud mit ihr ungehalten war, meinte sie nur: „Swieg man immer schön still!“ Eines Tages brachte Inge einen halbfertigen Strickstrumpf mit, den sie im Handarbeitsunterricht anfertigen musste. Oma strickte ihn ganz schnell fertig, und die Enkelin bekam nun doch noch eine gute Zensur.

Inge freute sich schon immer auf ihre Freundin, die Tochter von Nachbar Meyer. Sie waren gleichaltrig, und als sie in das Alter kamen, um Tanzveranstaltungen und Erntefeste in Bobitz zu besuchen, gingen sie gemeinsam dorthin. Helga und Edith waren noch zu jung und schauten neidvoll hinterher.

Gertrud hatte immer Ideen: „Otto, lass uns mal Schnaps brennen!“ Der Entschluss war bald gefasst.

Rüben wurden geputzt, gekocht und ausgepresst, dann wurde Gärhefe zugesetzt. Als die Maische nach einiger Zeit fertig war, konnte destilliert werden. Auf den Herd kam eine Destille, die sie sich beschafft hatten. Helga verzog sich lieber. Sie hatte Angst, beobachtete das Feuer im Herd und befürchtete, dass das Gerät und sein Inhalt jederzeit explodieren könnten.

Doch allmählich tropfte der Alkohol heraus. Ingredienzien hatte Gertrud irgendwo kaufen können.

Als der erste Schnaps fertig war, kam gerade der Briefträger vorbei. Oft wurde er in Neu Saunstorf etwas bewirtet, denn der Postbote wusste ja stets Neues zu berichten. Aus seinen Äußerungen war zu entnehmen, dass er manche Postkarte bereits gelesen hatte. Diesmal wurde ihm gleich der neue Schnaps angeboten. Er ließ sich nicht zweimal bitten und sie schenkten wieder und wieder ein. Post bekam an diesem Tag niemand mehr. Allerdings fingen Gertrud und Otto an, sich Sorgen zu machen.

„Hoffentlich hat ihm der Schnaps nicht geschadet!“ Hatten sie auch alles richtig gemacht?

Am anderen Tag warteten sie etwas unruhig auf die Stunde, an dem mit seinem Erscheinen zu rechnen war.

„Trude, er kommt den Berg herunter!“

Da waren sie aber froh! Einen Kleinen gab es heute noch, die Unbedenklichkeit war überzeugend unter Beweis gestellt.

Der Selbstgebrannte kam in schöne Flaschen, wurde mit interessanten Etiketten versehen und belebte manche gute Stunde.

Im März 1953 wurde Stalins Tod gemeldet. Trotz großer offizieller Trauerbekundungen, selbst die Kinder mussten in der Schule eine Trauerminute einlegen, ging ein Aufatmen durch die

Bevölkerung. Man hoffte auf Erleichterungen, vergebens. Die Industrienormen wurden erhöht. Die Unzufriedenheit wuchs. Am 17. Juni 1953 kam es in Berlin und dann in vielen anderen Orten der Republik zu Demonstrationen, auf denen sogar der Rücktritt der Regierung und freie Wahlen gefordert wurden. Die sowjetischen Behörden erklärten den Ausnahmezustand. Es durften nicht mehr als drei Personen zusammenstehen, man verhängte eine Ausgangssperre. Otto verfolgte alles am Radio. Im ganzen Land und besonders in Berlin war die Situation sehr ernst. Ob der Aufstand gelingen könnte? Dann griffen die sowjetischen Panzer ein und walzten ihn nieder.

Helga war nach Beendigung der Schule in den elterlichen Betrieb eingetreten, die Ausbildung für die Landwirtschaft erfolgte in Wismar. Sie hofften, dass Helga später einmal den Hof übernehmen könnte, denn das nationalsozialistische Erbhofgesetz gab es nun nicht mehr. Aber würden wieder politische Absichten in das Geschehen eingreifen?

Die Propaganda für die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften wurde verstärkt, in den Nachbarorten Naudin und Bobitz waren sie bereits 1952 gegründet worden. Auf dem Lande gab es kaum noch Arbeitskräfte. Viele wanderten in die Städte ab, an der ganzen Ostseeküste waren auf sowjetischen Befehl Werften gebaut worden, die mit höheren Löhnen lockten. Wie sollten die Lasten des Bauernhofes künftig bewältigt werden? Was könnten sie tun, wenn das Soll auch für sie nicht mehr zu schaffen wäre?

Gertrud und Otto besprachen sich. In den Westen gehen? Otto war schon über 50 Jahre alt, und Emma wollten sie auch nicht alleine lassen. Nein, sie verwarfen diesen Gedanken.

Die LPGen wurden bevorzugt. Wenn sie Maschinen von den neu geschaffenen Ausleihstationen liehen, waren die Gebühren

für sie geringer als bei den Einzelbauern. Das hatte allerdings keine größere Bedeutung, denn Otto besaß für alle Arbeiten die entsprechenden Maschinen. Gewiss, er hatte keinen Traktor, aber seine Pferde leisteten gute Dienste.

Den Braunen hatte er und den Fuchs. Die beiden konnten unterschiedlicher nicht sein, lieb und brav war der Braune, doch der Fuchs konnte schon einmal schlagen und beißen. Zum Weihnachtsfest bekamen die Pferde wie auch die Kühe immer eine Extraportion Futter.

Schlimm wurde es, wenn eines der Pferde Kolik hatte, dann war Otto sehr angespannt, niemand durfte ihm dann zu nahe kommen. Ein Pferd zu verlieren, hätte einen wirklich hohen Verlust bedeutet. Oft wurde der Tierarzt gerufen.

„Herr Doktor, wie wird es werden?“

Dr. Kleinert pflegte daraufhin zu antworten: „Es gibt Wunder nach beiden Seiten.“

Das konnte Hoffnung bedeuten, aber ebenso das Gegenteil. Erst wenn das Pferd völlig gesund war, wurde Otto wieder zugänglich.

Das Fernsehen hatte Einzug gehalten, zunächst in kleinen Schritten. Die Ersten, die in Bobitz über einen Apparat verfügten, waren die Familie des Molkereiverwalters Lemke und die Familie des Bauern Hold.

Noch steckte das DDR-Fernsehen in den Anfängen, jedoch das Westfernsehen strahlte umso intensiver, die Staatsgrenze war dafür kein Hindernis.

Die Wohnstube von Bauer Hold entwickelte daraufhin eine magische Anziehungskraft. Sie füllte sich allabendlich mit Dorfbewohnern.

Eines Abends, als „Der Etappenhase“ aus Köln gesendet wurde, durfte auch Edith mit. Die Zuschauer wurden nicht enttäuscht, lebhaft und sehr heiter verfolgten sie diesen Schwank, ein Verwirrspiel um einen Hasen- und Katzenbraten, mit Willy

Millowitsch in der Hauptrolle. Gertrud war begeistert, der rheinische Dialekt erinnerte sie an die alte Heimat.

Natürlich gingen Gertrud und Helga auch nach Bobitz, um dort gemeinsam mit anderen Frauen die Hochzeit von Grace Kelly und Fürst Rainier in Monaco zu schauen. Sie ließen sich in diese traumhafte Welt entführen und schmolzen alle dahin. Die Jüngeren konnten das überhaupt nicht verstehen, ihnen wurde in der Schule gesagt, dass der Adel, die Fürsten und Könige keine Beachtung verdienten, ja, dass sie am Elend der Volksmassen schuld seien.

Nicht nur das Fernsehen sorgte für Unterhaltung, regelmäßig kamen die „Malmströms“ nach Bobitz in den Saal von Alfred Schröder. Diese traditionsreiche Artistenfamilie erfreute die Bevölkerung mit ihren Darbietungen. Absoluter Höhepunkt war dann immer der Auftritt des Komikers Herbert Malmström alias „Tante Emmi“.

„Tante Emmi“ zeigte sich gut informiert über Vorgänge im Ort, verpackte alles in eine witzige Darstellung und hatte stets die Lacher auf ihrer Seite, ja, manchmal bog sich der Saal vor Lachen. Theaterfahrten nach Wismar wurden jetzt angeboten. Otto war sogleich dafür, Helga fuhr gerne mit. Edith war noch zu jung, doch Gertrud konnte dem nichts abgewinnen. Sie fand eher Gefallen darin, mit Freundinnen zusammen zu sein, schloss Bekanntschaften in Wismar, erzählte viel und freute sich auch über Verehrer.

Bei schönem Wetter im Spätsommer oder Herbst konnte es heißen: „Wir müssen dreschen!“ Schon in den frühesten Morgenstunden begannen sie damit. Otto stellte den Dreschkasten auf, der mit dem Starkstrommotor angetrieben wurde. Mittels der Treibriemen setzte sich die komplizierte Mechanik in Bewegung. Gertrud stand auf dem Dreschkasten und legte die Garben, die zu

ihr hochgestakt wurden, in eine Öffnung, „infaudern“ nannten sie das. Es rüttelte und staubte mächtig, manchmal flog ein Stein durch die Luft, aber auf wundersame Weise wurden die Körner aus den Ähren herausgelöst und Sack um Sack füllte sich. Alle waren mit Eifer bei der Sache, der wohlbekannte Geruch breitete sich aus. Aber die Rüttelei und der viele Staub setzten ihnen natürlich auch zu.

Gern ließ Otto dann die Körner durch die Hände rieseln und schaute auf die prall gefüllten Säcke. Eine Zeit des Wachsens und Werdens, die mit der Vorbereitung des Bodens, dem Düngen, Pflügen und Eggen und dem Einbringen der Saat begonnen hatte, fand wieder ihren Abschluss. Es war geschafft, die Ernte konnte nicht mehr durch zu viel oder zu wenig Regen, Hitze oder gar Hagelschlag verloren gehen. Wieder würden sie recht gute Einkünfte haben. Das Stroh, von der Presse gebunden, wurde in einer neu gebauten Scheune und im Viehhaus untergebracht.

„Edith, die Pflugscharen müssen geschärft werden, Du fährst damit zur Schmiede“, sagte der Vater. Widerrede gab es nicht. Die Pflugscharen wurden an das Fahrrad gebunden, und sie fuhr hin. In der Schmiede war immer viel Betrieb. Edith machte es nichts aus, wenn sie warten musste, sie fand es spannend zuzuschauen. Oft stand ein Pferd in der Ecke, der Schmied drehte das Eisen im Feuer hin und her, allmählich begann es zu glühen und dann landete es mit Schwung auf dem Amboss. Dort wurde es mit kräftigen Hammerschlägen in die gewünschte Form gebracht, im Wasser abgekühlt und dann auf den Huf des Pferdes gesetzt. Eine mächtige Dampfwolke breitete sich aus.

„Tut das dem Pferd nicht weh?“, hatte Edith einmal gefragt, aber der Vater erklärte, dass der Huf aus Horn und damit unempfindlich ist.

Ihre durch das Pflügen abgestumpften Pflugscharen kamen nun auch ins Feuer und wurden dann ebenfalls mit kräftigen

Hammerschlägen „ausgeschmiedet“, wieder in Form gebracht. Dann ging es zurück. Der Vater zeigte sich zufrieden.

1956 erhielt Edith von der Schule eine Auszeichnung. Sie durfte in die Pionierrepublik Werbellinsee fahren. Dort gab es einen sehr guten Schulunterricht und interessante Arbeitsgemeinschaften. Als sie zurückkam, hatte Edith viel zu erzählen.

Noch war es üblich, dass alle Kinder an der Christenlehre teilnahmen, die in den Räumen der Schule stattfand. In der siebten und achten Klasse wurde sie durch den Konfirmandenunterricht abgelöst, an dessen Ende die Konfirmation stand. Die meisten Schüler gingen nach Dambeck zum Konfirmandenunterricht. Edith musste als Einzige nach Beidendorf, weil Neu Saunstorf zu dieser Kirchgemeinde gehörte. Einsam war ihr manchmal zumute auf diesen drei Kilometern hin und drei Kilometern zurück, und sie beneidete die anderen, die geschlossen nach Dambeck gehen durften.

Der Staat wollte den kirchlichen Einfluss zurückdrängen. Von

„Jugendweihe“ wurde plötzlich gesprochen. Aber der Pastor erklärte: „Wer zur Jugendweihe geht, kann nicht konfirmiert werden.“ Auch die Schule nahm Einfluss. Ediths Eltern bekamen Besuch von Lehrern, die für die Jugendweihe warben.

„Es könnte sein, dass Edith keine Bewilligung für die Oberschule bekommt“, wurde gesagt. Was sollte man tun?

In dieser Zeit traf Gertrud in Wismar die Mutter eines Mitschülers. Sie unterhielten sich, dann sagten sie kurz entschlossen:

„Wir gehen zum Direktor der Oberschule!“ Der empfing sie und gab ihnen zu verstehen: „Die Jugendweihe hat keine Bedeutung für die Zulassung.“ Erleichtert verabschiedeten sich die beiden Mütter. Es blieb natürlich die Frage, ob die Bobitzer Schule konfirmierte Kinder delegieren würde, aber das tat sie, und im September 1958 durfte Edith gemeinsam mit weiteren Mitschülern ihrer Klasse in die Geschwister-Scholl-Oberschule in Wismar einziehen, dort,

wo damals ihr Onkel Hans unterrichtet wurde. Auch ein nahezu kostenfreier Internatsplatz in der Bürgermeister-Haupt-Straße wurde den Oberschülern aus dem Umland gewährt. Otto und Gertrud waren zufrieden. Tatsächlich erhielten jetzt viele Kinder vom Land die Möglichkeit, eine Oberschule zu besuchen.

Auf dem Hof wurde es immer beschwerlicher. Otto, Gertrud und Helga konnten das Unmaß an Arbeit kaum noch bewältigen. Besonders die Kartoffel- und Rübenernte fiel ihnen schwer. Zusätzliche Arbeitskräfte gab es nicht. Aggressive LPG-Werber kamen mit kläffenden Hunden auf den Hof. Sie riefen nach ihnen, rüttelten an den Türen und drohten. Panische Angst breitete sich im Haus aus. Otto verbarrikadierte die Außentüren, es war jedes Mal furchtbar!

Für Bauern, deren Söhne mit auf dem Hof tätig waren, sah es besser aus.

„Müssen wir aufgeben?“, fragte sich Otto. Bald sprachen sie gemeinsam darüber. „In welche LPG könnten wir überhaupt eintreten?“

Drei Typen waren in der DDR vorgesehen. Bei der LPG Typ I wurde nur das Ackerland gemeinschaftlich genutzt. Dem hätte Otto am ehesten zustimmen können. Bei Typ II kamen auch Maschinen, Geräte und Zugkräfte zur Genossenschaft. Bei Typ III gingen zusätzlich das Nutzvieh, sowie die Wiesen und Weiden auf die Genossenschaft über. Es verblieb lediglich ein geringer Teil für die individuelle Nutzung. Die in die Genossenschaft eingebrachten Werte waren nominell Eigentum des Bauern.

Eine Wahlmöglichkeit hatte Otto nicht. In seinem Umkreis gab es in dieser Zeit nur LPGen Typ III. Die Flächen der Bobitzer LPG lagen zu weit entfernt. Es blieb die LPG in Naudin, der eigene Acker grenzte daran.

Doch was sollte aus Helga werden?

Der Gedanke an die LPG behagte ihr gar nicht. Es schien kein Entrinnen zu geben.

„Soll ich auch in den Westen gehen?“ Viele junge Leute hatten diesen Schritt bereits getan.

„Dann müssten wir nach Viersen fahren, vielleicht können uns die Verwandten dort helfen. Außerdem sind unsere Freunde aus Käselow in der Nähe.“

Der Gedanke verfestigte sich immer mehr, schließlich begannen sie mit den Vorbereitungen. Die Reise musste möglichst unauffällig beantragt werden, damit niemand Verdacht schöpfte.

Anfang Dezember 1958 bestiegen Helga und Gertrud den Zug. Zur gleichen Zeit kam der Bobitzer Abschnittsbevollmächtigte der Volkspolizei auf den Hof. Er wollte von Otto wissen, ob Tochter und Ehefrau in den Westen gereist sind.

„Ja!“, lautete Ottos kurze Antwort.

Der Polizist machte keinen Hehl aus seinem Unmut. Dies hätte er verhindert. Zu spät.

„Die Tochter wird nicht wiederkommen!“, sagte er.

Otto wollte nicht mit ihm argumentieren. Ihm war schwer ums Herz.

Bald kam Gertrud zurück, allein.

„Es war nicht ganz einfach, doch wir kamen auf den Gedanken, es im Krankenhaus zu versuchen. Dort wurde Helga als Schwestern- schülerin angenommen. Die Vorgesetzten sind Nonnen, sie wird sicher eine gute Ausbildung bekommen. Unterkunft und Verpflegung erhält sie auch. Wir haben alle Verwandten besucht. Dann waren wir bei den Freunden aus Käselow. Er ist jetzt Heizer bei den Engländern.“

„Was hier auf uns zukommt, das wissen wir nicht, aber Heizer bei den Engländern, Gertrud, das wäre nichts für mich“, meinte Otto dazu nur. Wie gut, dass es mit Helga geklappt hatte.

„Die Nonnen haben mir noch gesagt, Du könntest als Gärtner anfangen und für mich hätten sie eine Stelle in der Küche gehabt.“

Jetzt konnten die nächsten Schritte getan werden. Es kam zu den Verhandlungen mit der LPG „Glück Auf“ in Naudin. Der Eintritt erfolgte zum 1. Februar 1959. Zwei Tage zuvor waren sie gekommen, um alles zu schätzen, von totem und lebendem Inventar war die Rede.

Das Statut forderte einen bestimmten Inventarbeitrag, der einzubringen war. Was darüber lag, sollte in den nächsten Jahren ausgezahlt werden.

Die Kühe Lotte, Lucie, Lilo, Lola, die Starke Heike, ein Jungrind und zwei weitere Starke gehörten jetzt der LPG, verblieben aber vorerst in ihrer Obhut. Die Schweine wurden abgeholt.

Als sie dann die Pferde vom Hof führten, konnte Otto die innere Spannung, die Wehmut, die Traurigkeit und die Verzweiflung nur mit Alkohol betäuben.

Er würde künftig kein Pferd mehr anspannen, das war ihm genommen worden. Keine Fahrt mehr mit Pferd und Wagen, weder mit einem Kastenwagen, noch mit dem Gummiwagen, den sie zuletzt angeschafft hatten, und schon gar nicht mit einem Kutschwagen. Er mied es, Kontakt zu seinen Pferden aufzunehmen, die von nun an in Naudin im ehemaligen Gutsstall standen.

Otto hatte zukünftig im Feldbau zu arbeiten, die Arbeit scheute er nicht. Doch er, der in der Lage war, einen ganzen Bauernhof zu bewirtschaften, musste sich jetzt für die Arbeit einteilen lassen, war mit seinen 57 Jahren zum Landarbeiter geworden.

Beruhigend war, dass die Töchter gute Wege gehen konnten.

Was aber sollte aus Gertrud werden? Auch sie konnte einen ganzen Bauernhof leiten, hatte viele Ideen. Da waren früher Auseinandersetzungen mit Otto nicht ausgeblieben. Gertrud

bewunderte die moderne Technik, Otto bevorzugte die ihm vertrauten Arbeitsmethoden. Einmal war es Gertrud sogar gelungen, einen Mähdrescher anzuheuern. Im Nu war der Schlag abgeerntet, und das Getreide stand gleich zur Verfügung. Das war ja alles vorbei.

Emma, die wieder einige Wochen bei ihren Töchtern verbracht hatte, war beim Übergang in die LPG nicht dabei gewesen.

Nun fragte sie ganz besorgt, wenn sie Otto morgens nach Naudin losziehen sah: „Bekommt er denn auch etwas zu Mittag?“ Doch nicht nur, weil die Mahlzeiten unregelmäßig waren, magerte Otto ab, sondern weil ihm die neue Situation so zusetzte.

In der Zeitung schrieben sie, dass sich auf dem Lande der Schritt „Vom Ich zum Wir“ vollzöge, sie wollten Optimismus, Tatendrang und Begeisterung vermitteln. Er beobachtete bald, dass die gepriesene kollektive Verantwortung zu Fehlern und Mängeln führte. Gewiss, er hatte jetzt eine geregelte und kürzere Arbeitszeit, er hatte einen Urlaubsanspruch und war nicht mehr für alles selbst verantwortlich. Aber das war es ja bestimmt nicht, was Otto wollte! Er konnte außerdem manche Entscheidung, die in der Genossenschaft getroffen wurde, nicht gutheißen, weil sie seiner Erfahrung widersprach.

Auf einem Spaziergang in die Saunstorfer Schweiz, wie sie das nahe gelegene Endmoränengebiet mit seinem Baumbestand und den hügeligen Koppeln nannten, versuchte Otto, Ruhe zu finden. Er setzte sich. Man hatte von hier aus einen weiten Blick über das Land. Sanfte Hügel schmiegt sich aneinander, in der Ferne lag der Dambecker See. Zwei Rehe ästen in einer kleinen Senke.

Er schaute verbittert auf seinen Hof. Vorbei.

Wie gerne hätte er sich etwas anderes gewünscht, doch das Schicksal entschied gegen ihn.

Otto hatte es gehaut, dass es zu diesem Todeskampf, wie er ihn immer nannte, zum Untergang des freien Bauern in der DDR

kommen würde. Er erkannte die gezielte Absicht der Machthaber, den Bauernstand nach sowjetischem Vorbild zu beseitigen.

Der Gedanke kam auf die schöne Kindheit. Wie lange war das her! Damals dachten sie alle, es würde mit dem Hof ewig weitergehen. Wie viel Unglaubliches war inzwischen geschehen! Auch die Höfe seiner Schwestern würden der Kollektivierung zum Opfer fallen. Bruder Hans war wieder im Postdienst tätig. Er hatte beim Telefonbau in Neubrandenburg eine gute Stellung gefunden, kam manchmal zu Besuch.

„Gertrud, sie ist so viel jünger als ich! Hoffentlich können wir etwas für sie erreichen!“, dachte Otto, „sie ist begabt, findet sich in neue Aufgaben hinein. Irgendwie muss dieses Leben ja weitergehen.“

Waren seine Geräte und Maschinen nun alle wertlos?

Die LPG hatte sich nur ausgesucht, was sie verwenden konnte. Die meisten Maschinen und Geräte sowie die Gebäude gehörten nicht dazu, sie blieben zurück, er musste sehen, wie er damit fertig wurde.

Der Schmerz in seiner Seele war groß.